

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Bosetzky, Horst
Champagner und Kartoffelchips

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Lehrjahre sind keine Herrenjahre

Manfred Matuschewski knipste die Nachttischlampe an und sah auf den Wecker. Es war kurz vor halb vier, und eigentlich hätte er noch zwei Stunden schlafen können, doch er konnte eben nicht. Überall juckte es, und er schwitzte wie ein Fieberkranker. Als er sich die Bettdecke vom Körper wegriß, schien der Schweiß, der seine Haut bedeckte, im Nu zu Eis zu erstarren, so daß er mächtig fror und sich schon mit einer Lungenentzündung im Krankenhaus sah. *Lies noch ein bißchen, bis du wieder müde wirst.* Er ließ das Licht also an und versuchte es mit dem *Grundriß der Betriebswirtschaft* von Findeisen/Großmann. Bis zur Seite 19 hatte er sich schon vorgekämpft, nun kam das Kapitel »Die Kräfte des Betriebes«.

»Jeder Betriebsangehörige hat durch seine Arbeitsleistung zum Betriebserfolg beizutragen. Dazu muß er die für den Beruf erforderlichen Anlagen und Fähigkeiten haben.«

Die aber, da war Manfred sich schon nach einer Woche Siemens ziemlich sicher, hatte er nicht.

Manfred Matuschewski, hiermit verurteile ich dich zu drei Jahren Siemens.

Da saß er im Gefängnis, und an Flucht war nicht zu denken.

Er löschte das Licht und warf sich immer wieder herum, von links nach rechts, von rechts nach links, und hoffte, durch diese Anstrengung müde zu werden. Vergebens. Es wurde bestenfalls ein unruhiges Dahindämmern, von Traumfetzen zerrissen.

Als der Wecker dann klingelte, kurz vor halb sechs, war es wie eine Erlösung. Doch als Manfred im Badezimmer stand und sich die Zähne putzte, wurde ihm derart schwindlig, daß er sich am Waschbecken festhalten mußte. Er fühlte sich so zerschlagen und schwach wie nach einer schweren Grippe. Und dabei war es erst sein dritter Tag bei Siemens ... 1092 andere galt es noch zu überstehen. Er glaubte nicht, daß er das schaffen konnte.

Es war, wie der RIAS-Sprecher zu Beginn der Nachrichten verlauten ließ, Mittwoch, der 3. April 1957. Beim Duschen dachte Manfred intensiv an Bibi Johns, und als seine Mutter ihn aus dem Bad kommen sah, freute sie sich, wie fröhlich er seine Lehre als Industriekaufmann doch anging.

»Wenn ich da noch an meine ersten Tage bei Tengelman denke«, sagte sie. »Als ich abends nach Hause gekommen bin, habe ich in der Küche auf'm Stuhl gegessen und geweint. ›Mutti‹, habe ich gesagt, ›wozu lebe ich überhaupt?‹«

Eine gute Frage, wie Manfred fand. Ohne jeden Appetit schlang er sein Frühstück hinunter, zwei Scheiben Graubrot mit Quark. Egal, was er aß, er bekam eh Magenschmerzen davon. Voller Neid dachte er an seine Klassenkameraden aus der Albert-Schweitzer-Schule, die ein Studium begonnen hatten. Die lagen noch im Bett und schliefen. Auch sein Freund Dirk Kollmannsperger, der als Sitzenbleiber erst jetzt die 13. Klasse und das Abitur in Angriff nehmen durfte, hatte es wesentlich besser als er. So sehr er noch vor wenigen Wochen seine alte Schule, die Penne, verflucht hatte, so sehr sehnte er sich nun nach ihr zurück, nach ihrer Wärme, ihrer Geborgenheit. Wie sagte Dirk Kollmannsperger immer: »Alles ist relativ, nur der Müggelsee ist flach.« Schon wieder hatte er seinen Schlips bekleckert, den »Kulturstrick«, und er mußte ins Badezimmer laufen, um den Quark rauszuwaschen.

Danach blieb er gleich im Flur, um sein Sakko anzuziehen, seine Zwangsjacke. Sie war braun und grau, »gemuschelt«, wie seine Mutter das nannte. Als sie dieses Sakko bei Brummer in der Karl-Marx-Straße gekauft hatten (*Um jedermann gut anzuziehen, ist Brummer fünfmal in Berlin*),

hatte er sich bei seinen Eltern mit einem Kuß auf die Wange bedankt. Sie waren stolz auf ihren Sohn.

Manfred zog den dunkelgrünen Mantel über, griff sich seine dunkelbraune Aktentasche, verabschiedete sich von den Eltern, die kauend in der Küche standen, und verließ die Wohnung. Als er wenig später die Treptower Straße in Richtung Sonnenallee hinunterging, fühlte er sich nicht wie 19, sondern wie 91. Müde, alt und krank, dem Sterben nahe. Und er haßte die Leute, die schon an der Haltestelle standen und drängelnd auf den Fahrdamm quollen, als die 94 kam. Bis zum Kottbusser Tor mußte er die Straßenbahn benutzen, dann fuhr er mit der Hoch- und Untergrundbahn, der grünen B I, bis zur Station Deutsches Opernhaus. Mit Wehmut dachte er an die Tage zurück, wo er leise gejauchzt hatte, wenn die 94 in Gestalt eines Triebwagens der Serie T 33 U herangerollt war, »Stube und Küche« genannt, weil halb Raucher, halb Nichtraucher. Jetzt aber war er ohne jedes Gefühl, innerlich abgestorben, völlig leer. Er lebte nicht mehr, er ließ das Leben nur noch über sich ergehen.

Zwar war er Siemens-Lehrling, doch die ersten beiden Monate seiner dreijährigen Lehrzeit sollte er nicht in einem der vielen Werke in Siemensstadt oder in der Zweigniederlassung, der ZN, in der Schöneberger Straße verbringen, sondern in einem anderen Betrieb, bei Nora nämlich. Nora war bis vor kurzem eine eigenständige Firma gewesen, hatte sich aber mit ihren Radio- und Fernsehgeräten nicht behaupten können und war von Siemens übernommen worden. Die Konkurrenz, so hatte es Manfred am ersten Tag hinter vorgehaltener Hand zu hören bekommen, Grundig und Blaupunkt vor allem, die bei Siemens viele Bauteile kaufte, hatte es nicht gern, wenn ihr Siemens mit eigenen Geräten die Kunden wegnahm. Deshalb hatte man weitere Einkäufe bei Siemens von dem Zugeständnis abhängig gemacht, daß man sich dort langsam vom Fernsehmarkt zurückzog. So war die Münchener Zentrale auf die Idee gekommen, Nora zu kaufen, und Manfred war nun in die Nora-Geschäftsstelle in der Wilmersdorfer Straße abkommandiert worden.

Das war sein Pech, denn in der kleinen Klitsche war es mit Sicherheit viel mieser als draußen in Siemensstadt.

Schon in der U-Bahn stand einer dieser fürchterlichen Nora-Spießer hinter ihm, Ackermann mit Namen. Er war kaum älter als er, hatte ein teigiges Kinderschändergesicht und sabberte mit wulstigen Lippen vor sich hin. Er fühlte sich Manfred maßlos überlegen, da er längst ausgelernt hatte und als kaufmännischer Angestellter gutes Geld verdiente. Herr Ackermann belehrte ihn dahin gehend, daß Gutschriften, in der Hauptsache Bank- und Postschecks sowie Tz-Verträge, in rote Mappen kämen, Belastungen – also Rechnungen – dagegen in gelbe Mappen. »Was Sie gestern falsch gemacht haben. Ja, ja, die Abiturienten ...«

Eine halbe Stunde später saß Manfred an seinem Arbeitsplatz in der Verkaufsabteilung des Nora-Vertriebs. Vier Schreibtische waren zu einem Block zusammengeschoben. Ihm gegenüber hatte sich Frau Scholz häuslich eingerichtet. Sie war so dick wie die Herrscherin einer polynesischen Insel und schwitzte entsprechend. Auf die Fünzig ging sie zu, und da ihre beiden Kinder aus dem Haus waren, nutzte sie die Gelegenheit, Manfred ein wenig zu bemuttern. Neben ihr, von Manfred aus gesehen rechts am Fenster, erledigte Fräulein Strich die Korrespondenz der Abteilung. Sie war zierlich und apart und überprüfte mehrmals in der Stunde ihr Make-up. Immer trug sie Pumps und sehr enge Pullover und Röcke, und Manfred hoffte, daß sie Nymphomanin war und ihn irgendwann verführte. Ihr Nachname schien in dieser Hinsicht einiges zu versprechen, ihr Vorname – Elvira – weit weniger. Rechts von ihm, also vis-à-vis von Fräulein Strich, hatte Herr Kucharski, ihr Gruppenleiter, seinen Platz. Sein Drehstuhl war um einiges größer und teurer als ihrer. Da sein Gesäß sehr schmal geraten war und die anthrazitfarbene Sitzfläche bei weitem nicht füllte, bot er Frau Scholz öfter den Stuhlausch an, denn bei ihr quoll seitlich etliches Fleisch aus der Schale heraus. Doch sie lehnte immer wieder dankend ab. Auch wenn Herr Kucharski fehlte, ließ sie die Finger von seinem Stuhl, weil ihr Gefühl für Rang und

Würde diese Inbesitznahme nicht zuließ. Dabei war Herr Kucharski öfter nicht zugegen, weil er eine schwere Kopf- und Hirnverletzung hatte und immer, wenn die Schmerzen unerträglich wurden und die Erinnerung kam, zur Flasche griff. Bei der Landung der Alliierten in der Normandie war es passiert: Vor seinem Schützengraben war plötzlich ein Amerikaner erschienen, und Herr Kucharski hatte geistesgegenwärtig den Karabiner fallen gelassen und die Hände hochgerissen, doch der junge GI hatte die Nerven verloren und den Abzug seiner MP durchgezogen. Herr Kucharski hatte überlebt, aber manchmal war es nicht mehr zum Aushalten. Niemand nahm es sich heraus, über ihn zu lästern.

Manfreds Tätigkeit bestand darin, die Gerätenummern der Fernseh- und der Radioapparate sowie der Musiktruhen, die auf den Lieferscheinen standen, mit denen auf den Rechnungen und den Lagerbestandslisten zu vergleichen. Zudem hatte er den Klammeraffen zu bedienen und Schriftstücke zu lochen und sauber abzulegen.

»Herr Matuschewski«, mahnte Frau Scholz, »erst kommt oe, dann ö, also Roeder immer vor Röder.«

»Ja, Entschuldigung.«

Schon um neun Uhr war er völlig durchgeschwitzt. Das Jackett abzulegen schickte sich nicht. Zumindest nicht, bevor Herr Kucharski dies getan hatte, und der zögerte immer, weil er zu kurze Ärmel oder aber zu lange Hemden hatte, sich jedenfalls immer Gummibänder um die Oberarme wickeln mußte, was nicht eben elegant aussah. Besonders aber litt Manfred darunter, daß seine Füße in den engen Schuhen zu kochen begannen. Auch kämpfte er mit dem Schlaf. Was ihn wachhielt, war der Gedanke, es mit Fräulein Strich im Fahrstuhl zu treiben. Als Frau Scholz plötzlich aufschrie, weil ihr ein Berg von Ordnern zu entgleiten drohte, und er schnell aufspringen mußte, um ihr zu Hilfe zu eilen, hatte er erhebliche Mühe, seine Erektion zu verbergen.

»Haben Sie etwas an der Schulter? Sie gehen ja so krumm.«

Als er die Monotonie nicht länger ertragen konnte, flüchtete er sich ins Lager, um Gerätenummern zu recherchieren.

Allein in dem Labyrinth aus aufgestapelten Kisten, fiel er auf einen ausrangierten Stuhl und begann, einen Brief an Renate zu schreiben, die ehemalige Klassenkameradin, die nach Westdeutschland gezogen war, aber zur Abiturfeier in die Aula gekommen war, seinetwegen.

*O du loses, leidigliebes Mädchen,
Sag mir an, womit hab' ich's verschuldet,
Daß du mich auf diese Folter spannest,
Daß du dein gegeben Wort gebrochen?*

*Liebe Renate, geliebte Renate,
dies ist das Gedicht »Morgenklagen« von Goethe, und auch ich klage an diesem Morgen bei mir in der Firma: Warum bist Du nicht hier? Hier im Lager wäre ein Lager für uns. Ich denke andauernd an Dich, aber Du hast mich sicher schon vergessen. Das »erste Mal« mit Dir, ich kann es nicht vergessen, und ich habe gedacht, daß es unsere Verlobung war. Für Dich aber war es scheinbar nicht mehr, als wenn wir nach der Schule zusammen ein Eis bei »Giuseppe« gegessen hätten. Ich weiß, ich bin nur Lehrling, aber immerhin Stammhauslehrling bei Siemens und nicht Ladenschwengel in einer kleinen Klitsche. Wenn sie sagen, daß wir den Marschallstab im Tornister haben, dann stimmt das schon. Es gibt also eine Zukunft für mich – aber nur mit Dir. Bitte, bitte, melde Dich. Du kannst Dir denken, wie mir zumute ist, wenn ich daran denke, wie Du im durchsichtigen Nachthemd zum Fenster gehst und ...*

Weiter kam er nicht, denn die Tür ging auf, und jemand kam herein. Am typischen Zigarrengeruch erkannte er sofort, daß es Herr Gehrke war, der Leiter der Kassenstelle. Schnell ließ er den halbfertigen Brief unter seinen Papieren verschwinden. Gleich am ersten Tag waren er, der Stammhauslehrling mit Abitur, und die beiden gewöhnlichen Lehrlinge von Fräulein Schiller, der Chefsekretärin, durch die Firma geführt und allen vorgestellt worden. An den Kassierer konnte

er sich gut erinnern. Einmal der Zigarre wegen und zum anderen, weil er Werner Forßmann, dem Nobelpreisträger für Medizin, ziemlich ähnlich sah. Der hatte sich – alle sprachen davon – im Eigenversuch einen Katheter ins Herz geschoben. Weil Bimbo, Manfreds Schulfreund, in einem Aufsatz geschrieben hatte, Forßmann hätte das mit einem Katheder getan (Randbemerkung von Frau Hünicke: »... dem aus der Aula womöglich ...?«), und die Klasse sich daraufhin halb-tot gelacht hatte, war ihm das gut in Erinnerung geblieben.

»Ah, unser neuer Lehrling!« rief Herr Gehrke, und sein breites Bernhardinergesicht glänzte vor Wohlwollen. »Du könntest mir einmal einen kleinen Gefallen tun ...«

Da Herr Gehrkes rechte Hand bei diesen Worten tief in der Hosentasche steckte, um dort wild herumzufummeln, zuckte Manfred zusammen und sah sich verstohlen nach einem Fluchtweg um.

»Ja, aber ...«

»Kein Aber, das ist die Pflicht aller Lehrlinge.« Herr Gehrke kam näher, die Hand noch immer in der Tasche rotierend.

Manfred brach der Schweiß aus allen Poren. Er wich zurück.

»Du holst mir bitte mal eine Kiste Zigarren von draußen ...« Endlich hatte Herr Gehrke den Zwanzigmarkschein in den Tiefen seiner Hosentasche ausfindig gemacht und herausgezogen.

Manfred atmete auf. »Ja, gerne ...«

Als er dann draußen auf der Wilmersdorfer Straße nach dem Zigarrenladen suchte, überkam ihn wieder die Mutlosigkeit. Ein Ausspruch seiner Kohlenoma ging ihm durch den Kopf: *Gestern noch auf hohen Rossen, heute durch die Brust geschossen*. Und er dachte: *Tiefer kann man nicht mehr sinken*. Wenn es wenigstens für den Chef gewesen wäre. Aber nun mußte er sogar für einen kleinen Angestellten private Botengänge erledigen. Und wenn er nein gesagt hätte? Hatte er nicht, ging wohl auch nicht, denn überall war es ja zu hören, so feierlich und schauerlich wie im Chor einer altgriechischen Tragödie: *Lehrjahre sind keine Herrenjahre*.

Eine Straßenbahn rollte vorüber, ein Verbundtriebswagen der Linie 44. Was in aller Welt hinderte ihn, sich in diese Bahn zu setzen und zu flüchten. Aber was dann? Er hatte kein Geld, keine eigene Wohnung, keine Arbeit, er wußte nicht, was er sonst machen oder studieren sollte. Draußen war er verloren, im Knast aber konnte er in einer warmen Zelle überleben. Also holte er die Zigarren, also ging er zu Nora und Siemens zurück.

Im Büro fauchte Fräulein Strich ihn an. »Sie haben das Kohlepapier falsch rum eingelegt, so daß der Text hinten auf dem Original drauf ist und nicht auf dem Durchschlag hier. Mein Gott! Sie setzen sich jetzt an die Maschine und tippen das neu ab. Ich geh' inzwischen essen. Mahlzeit!«

Manfred machte sich an seine Strafarbeit. Gottergeben wie ein Sklave auf den Baumwollfeldern. *Augen zu und durch.*

Stumpf und schwitzend quälte er sich herum, bis auch er zum Mittagessen gehen durfte. Die Kantine befand sich oben unter dem Dachboden, und er stieg die Treppe hinauf, obwohl er das Gefühl hatte, jeden Augenblick einem Schwächeanfall erliegen zu müssen. Sein Herz raste, ein Geschmack von langer Krankheit und Grünspan lag ihm auf der Zunge. Er beneidete die anderen Lehrlinge, die zu dritt oder zu viert in den Berliner Siemenswerken steckten und immer jemanden hatten, mit dem man sich aussprechen konnte ... bei Nora war er mutterseelenallein. Das Selbstmitleid trieb ihm Tränen in die Augen. Gott, warum hatte er seinen Eltern nicht gesagt, es sei sein großer Wunsch, Jura zu studieren! Dann könnte er jetzt zu Hause im Bett liegen und warten, bis das Semester losging.

So aber stand er verloren in der Nora-Kantine und nestelte seine Essensmarke heraus. Königsberger Klopse gab es, mit Quetschkartoffeln. Die Frau des Kantinenwirts fischte den Klops aus der Kapernsoße. Nachdem sie den kleinen Fleischball aufgespießt hatte, klemmte sie ihn mit dem Daumen fest und schnippte ihn auf seinen Teller. Beim zweiten Klops aber mißglückte das Manöver, und das leichengraue Gebilde rutschte weg. Doch ihr Mann hatte aufgepaßt und stieß den

Klops mit seinem dicken Bauch wie eine Billardkugel zur Mitte des Tisches zurück. Das wäre ja noch angegangen, wenn diesen Bauch nicht eine furchtbar schmutzige Kantinenpächterschürze geziert hätte. Seinen Klops aber mußte Manfred essen. Ihn zu verschmähen, durfte er nicht wagen: Am Nebentisch nämlich saß Herr Gosch, der Chef, und der hatte ihn fest ihm Auge.

Nachmittags wurde Manfred mit den beiden anderen Lehrlingen zum Prokuristen gerufen. Die Chefsekretärin, Fräulein Schiller, wies sie an, im Vorzimmer Platz zu nehmen und zu warten. Herr Gosch sei in einer Besprechung. Manfred wurde der Stuhl direkt vor ihrem Schreibtisch zugewiesen. Hinter einer gepolsterten Tür erklangen gedämpfte Stimmen. Er bekam feuchte Hände und fühlte sich zu Däumlingsgröße schrumpfen. Jetzt wußte er, was gemeint war, wenn irgendwo zu lesen stand, der Generaldirektor sei von einer Aura der Macht umgeben. Zugleich überkam ihn eine beträchtliche Erregung, denn Fräulein Schiller war attraktiver als all die Sekretärinnen, die er je im Film gesehen hatte. Mit ihrem engen Rock, den hohen Pumps und Beinen wie aus einer Strumpfreklame brachte sie seinen Hormonhaushalt ordentlich durcheinander.

Endlich wurden sie vorgelassen. Auch Herr Gosch schien nicht echt zu sein, sondern ein Schauspieler aus einem Film mit Theo Lingen, Heinz Erhardt und Peter Frankenfild. Er wies in der Tat eine gewisse Ähnlichkeit mit Gunther Philipp auf, nur daß er schon grau- bis weißhaarig war.

Es war das größte Zimmer im Haus. Ganz hinten in der Ecke stand der Schreibtisch, ein Gebilde aus dunklem Edelholz und von einer Größe, wie Manfred sie auch nur aus Filmen kannte, breit und lang wie eine Tischtennisplatte. So leer wie er war, hätte er sich auch bestens für ein kleines Spiel geeignet.

Er machte eine tiefe Verbeugung, als er Herrn Gosch die Hand geben durfte. Die Sklaven in *Onkel Toms Hütte* hatten sich ihrem Massa wohl nicht anders genähert: unterwürfig und ängstlich. Ein Wort von ihm, und es war aus mit ihnen.

Ein Wort von Herrn Gosch, und Manfred stand auf der Straße. Dabei wünschte er sich nichts sehnlicher, als auf der Straße zu stehen und wieder frei zu sein ... Dieser Widerspruch war unerträglich. Zum Glück durften sie sich setzen, und Fräulein Schiller stellte eine Büchse mit Keksen auf den Besuchertisch. Herr Gosch verblieb auf seinem Thron, während sie, die drei Lehrlinge, sich in Sesseln niederlassen mußten, die sie noch kleiner machten, als sie ohnehin schon waren. Neben Manfred waren es zwei Siebzehnjährige: ein O-beiniger Fußballer, den die kaufmännische Lehre wenig kümmerte, da er sicher war, bald Karriere bei Hertha BSC oder Tennis Borussia zu machen, und eine geborene Hausfrau und Mutter, die schon den Mann gefunden hatte, der ihr die Erfüllung bringen würde. Beide waren so unbelastet und munter, daß Manfred über das übliche »Hallo, wie geht's?« keinen Draht zu ihnen fand.

Herr Gosch legte seine Zigarre beiseite und setzte zu einer kleinen Rede an.

»Liebe junge Freunde, ich heiße Sie herzlich willkommen in unserer großen Nora-Familie. Lassen Sie mich mit etwas sehr Grundsätzlichem beginnen: Der Wert der menschlichen Arbeitskraft liegt nicht im physischen Aufwand, er liegt einzig und allein im Geistigen, oder besser gesagt: im Moralischen. Dazu gehört, daß Sie all das freudig tun, was Ihnen von Ihren Kolleginnen und Kollegen und vor allem Ihren Vorgesetzten hier bei uns vorgelebt wird. Und denken Sie immer an die großen Worte Goethes und Schillers: ›Immer strebe zum Ganzen / Und kannst du selber kein Ganzes / Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!‹ Und dieses Ganze, in das Sie sich dienend einordnen sollen und müssen, ist unsere Firmengemeinschaft, in der es ein klares Oben und ein klares Unten gibt. Wenn Sie sich bewähren in Leistung und Gefolgschaftstreue, dann klettern Sie langsam, aber sicher auf der Karriereleiter nach oben. Jetzt aber sind Sie ganz am Anfang, und aller Anfang ist ja bekanntlich schwer, und Sie sollten sich immer wieder das eine ins Gedächtnis rufen: daß Lehrjahre keine Herrenjahre sind.«